



Palandt war Nazi, kommentiert hat er nie

Der „Palandt“ muss umbenannt werden!

Was haben die Rennbaumstraße in Leverkusen, der Rheydter Marktplatz in Mönchengladbach und das Städtische Gymnasium in Kreuztal gemeinsam? Sie alle wurden nach 1945 umbenannt, weil sie nach NS-Größen benannt waren. Was bei Straßen, Plätzen und Schulen gar nicht geht, scheint im deutschen Recht, welches als Ausfluss des Grundgesetzes die 180-Grad-Abkehr vom Dritten Reich verkörpern soll, in Ordnung zu sein: Auf einem Standard-Kommentar, welcher vom Bundesrichter alle Schüler, Pfleger und Anwender des Rechts führt und anleitet, informiert und unterrichtet, prangt unverhohlen der Name einer braunen Spitzenkraft.

Palandt der Hochgelobte

Der „Palandt“ stellt den Gipfel der unterlassenen Entnazifizierung in der deutschen Rechtsliteratur dar. Denn das BGB ist die Königin unter den deutschen Gesetzen und der „Palandt“ ihr angetrauter Mann. Der Namensgeber Otto Palandt war deutscher Jurist, geboren 1877, seit 1933 NSDAP-Mitglied, 1934 - protegiert von NS-Richtertyrann Roland Freisler - zum Präsidenten des Reichsjustizprüfungsamtes aufgestiegen. Als solcher predigte und vollzog Otto Palandt die „Arisierung“ sowie die ideologische, personelle und organisatorische Gleichschaltung des reichsdeutschen (Un-)Rechtssystems. Dass einer der bedeutendsten bundesdeutschen Kommentare bis heute den Namen eines solchen Mannes trägt, ist eigentlich unverständlich. Kurioserweise wird dies kaum einmal thematisiert. Nur gelegentlich finden sich kritische Untertöne - am Rande der Lobeshymnen auf Qualität und Bedeutung des Kommentars. So wird das Festhalten am Namen des braunen Gründers einfach durch den Verweis schöngeredet, man könne die unglückliche Namensgebung auch als „Stolperstein der jüngeren deutschen Rechtsgeschichte“ sehen. Mit demselben Argument hätte man allen Adolf-Hitler-Straßen ihren Namen lassen und jedes Jahr ein großes Fest zu Ehren dieser „Stolpersteine“ feiern kön-

nen: „Ach wie herrlich verbindet ihr doch Infrastruktur mit Geschichte!“.

Wilkes Werk und Palandts Beitrag

Die Ironie der Geschichte ist jedoch eine zweifache: Otto Palandt war nicht nur Teil der NS-Elite - eigentlich sollte sein Name schon aus diesem Grund tabu sein. Nein, hinzu kommt, dass Otto Palandt fast nichts zu „seinem“ Kommentar beigetragen hat. Der eigentliche Vater des „Palandt“ hieß Gustav Wilke. Auch Wilke war wohl Nazi wenn auch kein so hochrangiger. Es war ein Team von Rechtswissenschaftlern, welches im Auftrage des Beck-Verlags und unter Anleitung Gustav Wilkes den BGB-Kurzkommmentar erdachte und erarbeitete. Nebenbei bemerkt: Das Konzept des Kurzkommmentars stammte aus dem Hause des jüdischen Verlegers Liebmann, den die zunehmenden Repressalien im Dritten Reich zum Verkauf seines Kassenschlagers zwangen. Davon profitierte der „arische“ Beck als glücklicher Käufer... Gustav Wilke jedenfalls, der eigentliche Vater des „Palandt“ und vorgesehene Namensgeber, starb kurz vor Veröffentlichung der ersten Auflage. Ein Autounfall hinderte ihn daran, sein Werk zu vollenden. Die übrigen Kommentatoren benötigten kurzfristig Ersatz für Wilke, weil von ihnen selbst niemand namhaft genug schien, um den Erfolg des Werkes im braunen Lande zu gewährleisten. Man suchte jemanden, der im NS-Reich hinreichend bekannt war und gegen den das Regime keine Vorbehalte hätte. Man suchte und fand ihn: Otto Palandt. Ein Coup! Otto Palandt war der rechte Mann am rechten Ort. Sein Name brachte hinreichend „publicity“ und besaß genügend „credibility“ im NS-Staat. Und Otto Palandt zeigte sich großzügig: Neben seinem Namen spendierte er Vorworte und Einleitungen, die von Blut und Boden nur so triefen. Selber kommentiert hat Otto Palandt das BGB hingegen nie. Vielmehr setzte er sich erfolgreich dafür ein, Frauen den Anwaltsberuf zu verbieten sowie

Fortsetzung auf Seite 2

S o w h a t ?

Der Krieg ist längst vorbei; die Entnazifizierung auch. Wessen Name auf der Deckelklappe steht, kann deshalb nicht kriegsentscheidend sein.

Freilich ist es kein Held der deutschen Rechtsgeschichte, dessen Name sich auf der nunmehr 73. Auflage des Beck'schen Kommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch befindet.

Dass Otto Palandt scheinbar verewigt wird, ist das Resultat eines schmerzlichen Abschnittes der Geschichte Deutschlands. Eine Geschichte, deren Monumente, Überbleibsel und Spuren wir ständig vor Augen haben und die wir auch vor Augen haben sollten. Schließlich ist die Geschichte Deutschlands ein Mahnmal für die Völker.

Gleichwohl kann - ganz gleich, wie wünschenswert eine Namensänderung des „Palandt“ zu sein scheint - nicht genug betont werden, dass das deutsche Recht heute uneingeschränkt der freiheitlich demokratischen Grundordnung dient.

Dabei spielt es keine Rolle, welcher Name auf dem wichtigsten Kurzkommentar zum BGB steht; dabei spielt es keine Rolle, ob einzelne Normen in unseren geltenden Gesetzen auf Formulierungen von Freisler, Palandt und Co. basieren; dabei spielt es auch keine Rolle, dass der Verlag C.H. Beck, der unser aller Studium und Arbeit um so vieles erleichtert, selbst durch den Druck und den Vertrieb des „Palandt“ erst groß geworden ist. Wir dürfen angesichts all dieser kosmetischen Macken und der Diskussion darüber schlicht Folgendes nicht vergessen:

**NS-Relikte gibt es,
weil es die NS-Zeit nun einmal gab**

Das deutsche Rechtssystem gilt trotzdem als eines der ausgefeiltesten der Welt, wir deutschen Juristen als besonders findig. Vor deutschen Gerichten setzt sich das Ideal vorurteilsloser Rechtsanwendung mit überge-

ordneter Gerechtigkeit und verhältnismäßigem Rechtsgüterschutz durch, selbst wenn es um Repräsentanten, Politiker und Prominente geht. Das ist nicht selbstverständlich - ein Blick auf die von militärischen und politischen Interessen getriebenen Justizapparate im Nahen Osten reicht, um dies zu erkennen.

Der deutsche Rechtsstaat hat sich schon längst über die „braune Schleimspur“ hinweggesetzt

Ein ähnliches Beispiel ist auch die immer wieder einmal diskutierte Mordreform. Weil die Formulierungen der Tötungsdelikte und die dahinter stehende Täter-Typen-Lehre auf Freisler zurückgehen, halten es viele für ratsam, eine entnazifizierende Anpassung vorzunehmen. Bislang schreckte man davor aber stets zurück. Nicht weil man die Ideen der Nazis anerkennt, sondern weil man den erprobten Umgang, und kontrollierbare Ergebnisse der Rechtsprechung höher schätzt, als Post-Entnazifizierungs-Kosmetik. Kurzum: Ein funktionierender Rechtsstaat und Rechtssicherheit gelten mehr.

Auch die Anwesenheit Palandts auf der Deckelklappe ändert hieran nichts - so wird „der Palandt“ auch nur noch von den wenigsten überhaupt als Nazi-Name erkannt. Schließlich feiert man ja gerade nicht Palandt als Person, sondern den Kommentar in seiner Wichtigkeit als grundlegendes Nachschlagewerk zu einem der zentralen deutschen Gesetzbücher. Man lobt und feiert die funktionierende und die Nazi-Zeit überdauernde, sich gar darüber hinwegsetzende Zivilrechtsordnung.

Das ist ein Denkmal für den Rechtsstaat - nicht für Otto. Die „Palandt-Frage“ ist überflüssig.

Lukas Schlegel

PREIS / PRICE : 1,00 €

Editorial

Dear readers / Liebe Leser,

You are holding in your hands the thirteenth edition of our student-run newspaper „Politics & Society“ („PuG“). However, much has changed: The central idea underlying our new concept is to invite YOU, students at Bucerius Law School, students from all over Europe and - perhaps one day - from all over the world to contribute excellent pieces of writing, sharing their critical thoughts and innovative ideas relating to politics and so-

ciety. Common feature of all contributions is their critical, topical and personal style: “KANTIG, KRITISCH, PERSÖNLICH”. Plus: We welcome your pieces of art, too, as you can see from this issue. The new PuG is going to be published three times a year. If you are interested in contributing or getting any further information, please get in touch: politik-gesellschaft@law-school.de.

I would like to thank Lukas Schlegel, Fleming Kilian, Clara Belting, Sophia Scham-

berg, Louissa Fleischhut and Constanze Hünting, who have been pushing forward this project right from the start with great commitment and creativity, as well as Felix Bassier and Danilo Flores, who have joined the editors’ team at the beginning of this trimester. A special thank you goes to the „ZEIT-Stiftung“ and especially Prof. Dr. Michael Göring, head of its supervisory board, whose trust and financial support are vital for us. Furthermore we would like to thank all those, who have sent us so many wonder-

ful contributions. Last but not least we would like to thank former editors and editor-in-chiefs Laura Schmidt, Dirk Hartung, Jan Mysegades and Martin Hejma as well as the management of Bucerius Law School, who have been standing by our sides from the beginning.

On behalf of the editors’ team,
Marc Philip Greitens

Fortsetzung von Seite 1

Demokraten, Juden und sonstigen Feinden der Tyrannei das Leben so schwer wie möglich zu machen. Palandt legte den braunen Filter an Jugend und Juristennachwuchs und stieg so zu einem der schlimmsten Nazi-Funktionäre auf. Mit Bravour erfüllte er den Auftrag des Regimes an ihn, einen BGB-Kommentar auf den Markt zu bringen, „der das nationalsozialistische Gedankengut hinreichend berücksichtigt“. Gustav Wilke hingegen geriet in Vergessenheit.

Wo der Hund begraben liegt

In „Krieg und Frieden“ benennt Leo Tolstoi Menschen, die Großes geleistet hätten, deren Namen aber nie in die Geschichtsbücher ein-

gingen. Bei Otto Palandt ist es genau andersherum: Das Werk, welches man mit seinem Namen verbindet, hat er nie erbracht. Der Person Otto Palandt wird so ein Denkmal gebaut und ihr ein Lebenswerk für alle Zeiten in Stein gemeißelt, welches nicht das ihre ist. Nun könnte man entgegen: „So what?“ Man könnte meinen, Namen seien Schall und Rauch und die Namensgebung eines Jura-Kommentars völlig irrelevant. Wenn dem aber so wäre, warum kämpften und kämpfen Menschen zu allen Zeiten um „ihren Platz in den Geschichtsbüchern“? Warum haben wir Denkmäler, wenn das alles unwichtig ist? Und warum wird man sich schwer tun, auch nur einen Jura-Professor zu finden, welcher es nicht gern sähe, eines Tages als Namens-

und Herausgeber eines Standard-Kommen-tars zu firmieren? Hinzu tritt der eigentliche, der Nazi-Skandal: Der Name Palandt perpetuiert eine Vergangenheit, die für unsere freiheitlich-demokratische Bundesrepublik das schlimmste, aber längst nicht vollständig überwundene Schreckgespenst verkörpert. Zu Recht wurde beinahe alles weggeworfen, wo „Nazi“ draufsteht oder „Nazi“ drin ist - für den wichtigsten BGB-Kommentar darf nichts anderes gelten.

Nur eine einzige Schlussfolgerung ist richtig

In einem Beitrag zur Fachzeitschrift NJW aus dem Jahr 2000 (S. 1692 ff.) fasst Klaus W. Slap-

nicar den seltsamen Umgang Jura-Deutschlands mit seinem Lieblingskommentar tref-fend zusammen: „Ein kritischerer Umgang mit der eigenen Geschichte des Verlages am Beispiel seines Flaggschiffs ist sicherlich ein nachdenkenswertes Desiderat; was auch das Abrücken von Liebgewonnenem rechtferti-gen könnte“. Mit anderen Worten: Was bei anderen Kommentaren Teil des natürlichen Generationenwechsels ist, muss auch bei un-ser aller liebsten BGB-Kommentar passieren. Der „Palandt“ gehört umbenannt - und zwar so schnell wie möglich!

Marc-Philip Greitens

POLITIK & WIRTSCHAFT

Society and Sexism: Does Mass Media Matter?

Evidence suggests that people’s attitudes are being influenced by the mass media.

Evidence from all over the world leaves little or no doubt that images created and messages sent by media such as television, which reach a huge part of the population, change social behaviour. Building on these insights governments have intervened in various instances to realise social or political goals. Examples abound: In his 1995 paper, ‘The Use of Television Series in Health Education’, researcher Farag Elkelam underlines a few of the many cases in which mass media or Entertainment-Education (EE) has been used to instigate social change. „It’s Not Easy“, a Ugandan film that dramatized the harrowing reality of AIDS, was so effective in the message it sent that those who had viewed the film were found to be more than twice as likely to use a condom as those who had not. A planned media campaign in the US popularized the concept of the ‘designated driver’ through its insertion into TV dialogue and short spots, and a subsequent survey revealed that 52% of Americans under the age of 30 had acted as a designated driver. In Mexico, a yearlong television series titled „Ven Conmigo“ was broadcasted in 1976 to advocate literacy. The series caused an enormous spike in registrations for literacy classes in the Open Education system that year with 840,000 registrants – nine times the number of registrants in the previous year, and twice that of the registrants in the following year. Finally, a music video in the Philippines which called for youths to postpone sex and avoid unwanted pregnancy was proven to enhance communication between youths and their parents, as well as sparking 150,000 calls to the sexual responsibility hotline which was promoted in the video.

Mass media and gender issues

There is suggestive evidence of a relationship between mass media and societal hegemonies, too. But acknowledging the positive impact of planned entertainment begs the question of whether mass media may also create harmful patterns in reality. As early as 1977, concern was expressed over the ways in which the reinforcement of gendered stereotyping in advertisements may be hindering women’s progression into the workplace. Studies have continued to address the impact of mass media on women until today. A 2011 study into the role of agency in women’s use of cosmetic surgery found for example that women who had undergone plastic surgery exhibited significantly greater levels of media consumption than those who had not, in addition to endorsing more covertly sexist beliefs and exhibiting lower self-esteem. An Australian study in the same year found that sexualized images in the media were associated with increased depression, low self-worth, envy, dissatisfaction and other more serious mental health issues amongst ageing women. The researchers also hypothesized that the banishment of older women from mass media may be contributing to their perceived and actual marginalization in mainstream society.

The impact of sexualized media on men is just as crucial in determining the gender dynamic within societies. The notion that sexualized images of women create primitive responses in men may feel overused, but a recent study at MIT revealed that men actually experience different neurological responses to women, depending on whether their images portray them in a humanized or sexualized light. Not only are men more likely to recall verbs such as ‘grasped’ and ‘handled’ when viewing sexualized images of women, but the area of the brain which lights up when contemplating the intentions of another human being – thus indicating empathy – remains inactive. The extent to which the abundance of sexualized

imagery in present day media has caused this (almost literal) objectification of females to spill into everyday life has yet to be put under the microscope, but a 2011 study into consumer behaviour has found that sexualized imagery does have a significant impact on men’s pro-social behaviour. Men who had viewed sexualized images evaluated a product less favourably when an advertisement emphasized the wellbeing of others, were found to endorse less belief statements which showed concern for others, and were subsequently less likely to choose a green or ethical product. They were also less likely to show an interest in charity or volunteering, unless those activities had explicitly beneficial implications for the men themselves.

Market mechanisms

This clash of interests between the good citizen and the selfish consumer is scratching the surface of a much deeper issue; namely, the profiteering which determines what type of images will surround us, and thus – to an extent – what type of ideas will make it into the mainstream. Size zero models ignite weight dissatisfaction, and that, in turn, sells diet books, make-up, expensive clothing, and anything else it takes for women to feel presentable amid the slender, surgically and digitally modified beauties who pervade media images. Pornography is a 97 billion dollar industry dominating 12 per cent of all internet space, and if increased brutality will sell, then increased brutality will prevail – and, as a host of new research suggests, it is increased brutality that may gradually become normal. The wider world of mass media both reflects and reinforces the value system in which it is created, and its relationship with prevailing social attitudes must be recognized in order to effect social change.

Is there still space for political interventions?

The present-day scale of information flow poses a glaring obstacle to the possibility of comprehensive interventions into social issues. Where the control of information in the pre-internet era lay in the hands of publishers and licensed TV producers, information now is a sublime and autonomous entity which any subculture, extremist, or disconcertingly hormonal teenager can shape around the edges. To complicate things further, terms like ‘censorship’ for example crowd the controversial banning of Robin Thicke’s ‘Blurred Lines’ by the University of Edinburgh in 2013, while evocations of the ‘freedom of information’ target the recent decision of the UK government to crack down on internet pornography. In this new ‘free market’ of good and bad ideas, we can rest assured that censorship is becoming an increasingly intangible concept – but just as increasingly intangible is our ability to contest the spread of harmful ways of thinking. Expected to tolerate the intolerant in the name of a shaky definition of freedom, formed on the basis of an equally shaky construction of universal human rights, mass media today is not hinged on the creation of a fairer world. Media, and thus culture itself, is driven by the power of the dollar.

Lynn Davies
- University of Edinburgh -

This article was first published in the Fall 2013 edition of The University of Edinburgh’s Leviathan journal. It has been shortened by the editors of this paper. The full version of this article can be found in Leviathan’s Feminism and Gender issue at <http://issuu.com/leviathanjournal>.

Naurus verlorene Kinder

Ein kleiner Inselstaat zeigt, wie schnell es mit dem Wohlstand vorbei sein kann – wenn wir nicht rechtzeitig Verantwortung übernehmen.

Etwas ist schiefgelaufen auf Nauru, einem winzigen Inselstaat im südlichen Pazifik. Mehr als drei Viertel der 21 km² großen Fläche sind leblose Einöde. Der überall aufgerissene Erdboden ist unbewachsen, Kalksteinfelsen ragen in bizarren Formationen aus dieser Wüste. Nur rund um die Küstenlinie ist ein hundertfünfzig bis dreihundert Meter breiter bewohnbarer Streifen verblieben. Die Kokospalmen dort und der schöne Strand könnten beinahe Südsee-Flair erzeugen, wären die knapp 10.000 Einwohner nicht in der Mehrzahl verfettet, zuckerkrank und arbeitslos.

Es hätte nicht so kommen müssen. Angesichts der gegenwärtigen Misere schwer vorstellbar, war Nauru noch vor wenigen Jahrzehnten eines der reichsten Länder der Welt. In den siebziger und achtziger Jahren hatte nur noch Saudi-Arabien ein gemessen an der Pro-Kopf-Verteilung höheres BIP.

Was ist passiert? – Wie stets hat ein Bündel unterschiedlichster Faktoren zu der jetzigen Situation beigetragen. Das jüngere Schicksal Naurus hat seinen Ausgangspunkt jedoch in einem konkreten Ereignis, auch wenn dieses eher wie eine historische Fußnote erscheint. Es ist nicht das erste Aufeinandertreffen der indigenen Stämme der Insel mit einer westlichen Expedition im Jahr 1798. Es handelt sich auch nicht um die Kolonialisierung durch das Deutsche Reich 1888, die Besatzung durch Australien seit dem Ersten Weltkrieg oder den Angriff Japans im Zweiten Weltkrieg. Vielmehr besteht das Ereignis darin, dass im Jahr 1900 durch Zufall Phosphat auf der Insel entdeckt wird.

Phosphat ist essentiell für den menschlichen Stoffwechsel sowie den Knochenaufbau. Industriell gefördert, ist es als Düngemittel wertvoll. Wissenschaftler gehen davon aus, dass das besonders hochkonzentrierte Phosphat auf Nauru durch die Ablagerung der phosphorhaltigen Ausscheidungen von Seevögeln entstand, die die Kalksteinfelsen

in der Mitte der Insel als Nistplätze wählten.

Bereits im frühen 20. Jahrhundert beginnt ein deutsch-britisches Konsortium den Rohstoff auszuführen. Bekannt als Naurit, wird er vor allem nach Australien exportiert. Der Handel mit dem Phosphat liegt ausschließlich in den Händen der Kolonialherren, die indigenen Stämme Naurus profitieren von dem lukrativen Geschäft nicht. Eine Gefahr für ihre Existenz stellen für sie dagegen die eingeschleppten Krankheitserreger dar, die in zahlreichen Epidemien die Bevölkerung dezimieren.

Diese Situation ändert sich erst, als Australien Nauru 1968 in die Unabhängigkeit entlässt. Die Insel ist nunmehr kleinste Republik der Welt und kann frei über ihre Ressourcen verfügen. Verbesserte Förderungsmethoden steigern die Exportrate des Phosphats. Nauru führt nun jährlich zwei Millionen Tonnen aus und erlebt den eingangs erwähnten Reichtum.

Untersuchungen haben jedoch bereits in den fünfziger Jahren gezeigt, dass die Vorkommen in absehbarer Zeit erschöpft sein würden. Zudem hinterlässt die Förderung eine öde Landschaft, die nicht mehr kultivierbar ist. Als sich die Zerstörung bereits auf achtzig Prozent der Landfläche erstreckt, bietet die australische Regierung eine Insel vor Queensland als neues Siedlungsgebiet an. Die Bevölkerung Naurus lehnt ab, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Außerdem sind die Reserven noch nicht vollständig abgebaut. Es wird weiter exportiert.

Anfang des neuen Jahrtausends platzt der Traum vom Wohlstand dann endgültig. Es kann kaum noch neues Phosphat gefördert werden und der Handel wird eingestellt. Nauru steht kurz vor der Zahlungsunfähigkeit und kann seine Bevölkerung nicht mehr ernähren. Diese ist in den buchstäblich fetten Jahren ungesund geworden, wie die enorme Anzahl von Diabeteskranken belegt. Die Insel fällt auf den Stand eines Entwicklungsland

des zurück. Einnahmen kommen allenfalls noch von ausländischen Finanzinstituten, die Nauru als Steueroase nutzen. Da die OECD dahinter die Aktivitäten der russischen Mafia vermutet, muss Nauru bald auf Druck der internationalen Gemeinschaft Geldwäsche-gesetze erlassen und seine Steuerschlupflöcher schließen. Sinnbildlich für die desolate Lage ist, dass Australien prüft, auf der Insel ein Endlager für seinen Atom-müll zu errichten.

Wie mögen sich die Bewohner Naurus gefühlt haben, bevor ihnen das Phosphat ausging? Konnten sie sich mit dem Gedanken trösten, dass diese Zäsur erst in vager Zukunft eintreten würde? Dass bis dahin vielleicht noch viel Zeit vergehen würde und man sich zunächst lieber ein neues Auto kaufen solle?

Die Ökonomin Helen Hughes hat in ihrem Aufsatz zum wirtschaftlichen Niedergang Naurus vor allem die überforderte Politik für den Kollaps verantwortlich gemacht. Trotz offenkundig zur Neige gehender Ressourcen wurde es unterlassen, den erwirtschafteten Überschuss in langfristige Aktiva zu investieren. Etwa dem Beispiel Kuwaits folgend, hätte so die Wirkung des Wegfalls der Einkünfte aus dem Ressourcengeschäft abgefedert werden können.

Nun stellt sich die Frage, ob das Schicksal dieser kleinsten Republik der Welt nur ein obskures Beispiel für lokales ökonomisches Versagen darstellt. Oder ist ein Analogieschluss auf das globale Geschehen berechtigt?

Zur gleichen Zeit, in der Nauru seine wirtschaftliche Hochphase erlebte, wies der Club of Rome in seinem Bericht darauf hin, dass die Grenzen des Wachstums in naher Zukunft erreicht sein würden, werde der Raubbau am Planeten weiter fortgesetzt. Vierzig Jahre später hat Nauru seinen gesamten Wohlstand eingebüßt. Die weltweite Ausbeutung der natürlichen Ressourcen hat dagegen infolge des Bevölkerungswachstums sogar noch zugenommen.

Ist die Menschheit heute klüger als Naurus verlorene Kinder?

Es sieht nicht danach aus. Im Gegenteil bedarf es Zynismus oder Ignoranz oder beides, um die Augen vor der Tatsache zu verschließen, dass die Menschheit auf dem besten Wege ist, aktiv die eigene Lebensgrundlage zu zerstören.

Sicher, die Politik ist schuld. In Zeiten von Ukraine-Krise, Ebola und einer fragilen Wirtschaftslage können sich die Entscheider in Berlin, Washington oder Brüssel nicht auch noch mit dem Schutz der Umwelt befassen. Echte politische Größen gibt es ohnehin nicht mehr, die im Bewusstsein ihrer historischen Verantwortung unpopuläre Vorhaben umsetzen, ungeachtet der nächsten Wahl.

Aber macht man es sich damit nicht zu leicht? Sind Schuldzuweisungen angebracht, wenn wir selbst es sind, die einen aufwendigen Lebensstil nicht aufgeben wollen, den wir uns ökologisch nicht mehr leisten können? Müssten wir uns nicht vielmehr an die eigene Nase fassen, im Sinne von Mahatma Gandhi – „Be the change you wish to see in the world“?

In diesem Kontext fällt mir mein russischer Freund Ivan ein. In einer kalten Nacht liefen wir durch Moskau, Hauptstadt der flächenmäßig größten Republik der Welt. Wir sprachen über die Missstände in Russland. Auf meine Frage, warum er nicht glaube, dass sich sein Land einem positiven Wandel unterziehen könne, lächelte er traurig. „Weißt du, die Leute hier lieben Geld. Sie wollen es sofort, egal was morgen passiert. Deswegen bleibt alles wie es ist.“ Wir gingen noch ein paar Schritte, schweigend. Dann waren wir bei Ivans Sportwagen angelangt und stiegen ein.

Alexander Pirang

Transatlantic Trade and Investment Partnership

Die TTIP wird im Geheimen verhandelt - als Ausrede taugt das nicht.

Die TTIP (Transatlantic Trade and Investment Partnership) hat das Potenzial, das alltägliche Leben von 800 Millionen Bürgern entscheidend zu beeinflussen. Es handelt sich dabei um ein Abkommen, das die europäische Kommission und Vertreter der USA aushandeln. Durch den Abbau von Handelshemmnissen und der Angleichung von Standards soll die größte Freihandelszone der Welt geschaffen werden. Davon verspricht man sich Wachstum, die Schaffung tausender Arbeitsplätze und daraus resultierend eine Wohlmehrdung. Trotz dieser grundsätzlich wünschenswerten Ziele keimt zusehends Misstrauen und Widerstand gegenüber der TTIP. Kernkritikpunkt daran ist die Geheimniskrämerei der Verhandlungsführer. So ist den Bürgern der EU, aber auch den Abgeordneten des Bundestages sowie des Europäischen Parlaments praktisch jegliche Einsicht in die Verhandlungsdokumente verwehrt. Bis vor kurzem war nicht einmal das von den Mitgliedstaaten ausgestellte Verhandlungsmandat der europäischen Kommission bekannt, das umreißt, welche Themenbereiche seitens der EU grundsätzlich

überhaupt zur verhandelbaren Masse gehören. Für die Abgeordneten bedeutet das, dass sie praktisch keine Möglichkeit haben, auf die Inhalte der Verhandlungen einzuwirken. Bei dem Gewicht und der Breitenwirkung, die der TTIP zukommen sollen – denn so geloben es ja die Verhandlungsführer –, erscheint das grundfalsch. Die Abgeordneten werden zwar über die finale Version des Abkommens abstimmen, jedoch bleibt ihnen nur das Ja oder Nein, für Korrekturen ist es dann zu spät.

Die EU-Abgeordneten wissen von nichts, die nationalen Parlamente erst recht nicht

Auf schriftliche Nachfrage an den Bundestag, wie genau verhandelt wird, welchen Einfluss die Parlamente der EU und der Mitgliedstaaten hätten und welche Inhalte man von der TTIP zu erwarten habe, antwortete man ebenso schriftlich wie pauschal: Die Beteiligung des Deutschen Bundestages richte sich freilich nach dem Gesetz über die Zusammenarbeit von Bundesregierung und Deutschem Parlament in Angelegenheiten der Europäischen Union (liebevoll auch EUZ-

BBG genannt). Die Vorschriften der Artikel 218 Absatz 6 AEUV und Artikel 59 Absatz 2 Grundgesetz über die Aushandlung und Ratifizierung völkerrechtlicher Verträge würden eingehalten. Vorrangiges Ziel der EU bei den Verhandlungen zur TTIP sei es selbstverständlich, die kohärente und konsistente Implementierung von internationalen Standards sicherzustellen.

Lächerlich! Es kommt aber noch toller: Nicht nur die Abgeordneten werden nicht gefragt. Mich hat auch keiner gefragt!

Wenn das Angebot unserer Supermärkte, die Qualität unserer Lebensmittel, die Preise in unseren Online-Shops und die Anforderungen an uns selbst in der Arbeitswelt grundlegenden Veränderungen ausgesetzt sein könnten, warum interessiert dann scheinbar niemanden unsere Meinung dazu?

Sicherlich: Die Unterhändler werden nur und im ausschließlichen „Interesse der EU-Bürger“ verhandeln. Ganz bestimmt geben fin-dige Verbraucherschützer und Marktforscher kluge Ratschläge ab, was im „Interesse der EU-Bürger“ sein könnte. Überhaupt, das

Totschlagargument: „Interesse der EU-Bürger“.

Chlorhühnchen und Buchpreisbindung: nur Panik-Mache?

Nur vor dem Hintergrund dieser Unkenntnis über die Geschehnisse an den Verhandlungstischen lässt sich die derzeit geführte Debatte nachvollziehen. Da gibt es solche, die gebetsmühlenartig Worte wie „Chlorhühnchen“ und „Buchpreisbindung“ vortragen. DerenPanik ist angesichts völliger Unkenntnis wohl nachvollziehbar.

Die Befürworter der TTIP haben es deutlich leichter. Sie rekurrieren auf die ökonomischen Chancen die in der TTIP liegen und schwingen notfalls das Totschlagargument, dass, weil das Interesse der EU-Bürger im Vordergrund stehe, jegliche Kritik nur eine hypothetische sei. Es werde ja alles doch ganz anders kommen . Wie genau, das ist geheim; aber seien Sie nicht beunruhigt, haben Sie Vertrauen - das ist die Message. Dass in po-

Fortsetzung auf Seite 4

Fortsetzung von Seite 3

litischen Debatten mit Worthülsen jongliert und Phrasen gedroschen werden, ist weder neu, noch ist es ein Geheimnis, jedoch ist das Ausmaß dessen im Kontext der TTIP doch außergewöhnlich. Das liegt daran, dass sämtliche diskussionswürdige Inhalte unter Verschluss stehen und deshalb ein konkreter Anknüpfungspunkt für eine sachliche Debatte fehlt.

Konflikte zu Lasten des
„Interesses der EU-Bürger“ sind möglich

Da keine gesicherten Informationen über die laufenden Verhandlungen vorliegen, ist möglicherweise eine Analyse und Gegenüberstellung des „Status quo“ der USA und der EU erkenntniserweiternd. Als Beispiel sollen die Zulassungsverfahren für Chemikalien in der EU und den USA verglichen werden. In den USA können Chemikalien nach wenigen Tests mit geringer Untersuchungsintensität vermarktet werden. Die Beweislast

für die Gefährlichkeit einer Substanz liegt bei der für Verbote zuständigen Behörde. Sie muss wissenschaftlich darlegen, warum eine bestimmte Substanz nicht mehr vertrieben werden darf. In der EU funktioniert die Zulassung hingegen nach dem sogenannten Vorsorgeprinzip. Eine Chemikalie kann nur nach umfassenden Tests zugelassen werden und der Hersteller trägt die Beweislast, darzulegen, dass die Substanz unschädlich ist.

Nun ist es erklärtes Ziel der TTIP, Doppellizensierungen für den Vertrieb von Produkten in den USA und der EU zu vermeiden. Die Lizenzierungsverfahren gehen jedoch von einem gegensätzlichen Ansatz aus und sind somit hochgradig inkompatibel. Es stellt sich die Frage, wie eine diesbezügliche Einigung im TTIP aussehen könnte. Eine Einigung setzt regelmäßig einen Kompromiss voraus, also ein teilweises Abrücken von der eigenen Position und ein Zugehen auf den Verhandlungspartner. Ist es jedoch im Sinne

der Bürger der EU, wenn vom Vorsorgeprinzip abgewichen wird? Auch die Bundesregierung hat diese Schwierigkeiten erkannt. Die Antwort auf die Frage in einer Bundestagsanhörung lautete: „das ist ein Thema, was sehr sehr schwierig ist; die Bundesregierung ist sich der Sorgen sehr bewusst“. Also doch wieder nur die Aufforderung zu vertrauen. Bestehende Bedenken lassen sich dadurch wohl nicht zerstreuen. Eine angestrengte Diskussion über inhaltliche Einzelheiten führt sowieso ins Leere.

Politiker, Medienvertreter,
Wirtschaftslobby: Was ist mit uns?

Was fehlt, ist deshalb die öffentliche Information über das, was hinter verschlossenen Türen geschieht. Wenn wir interessierten EU-Bürger besorgt sind, was die TTIP alles verändern könnte, dann sollten wir auch den Schritt wagen, nachzufragen. Pauschalen, unpersönlichen Fragen an den

Bundestag wird natürlich pauschal und unpersönlich geantwortet. Wie sähe es aber mit einem persönlichen und kritischen Brief an einen Abgeordneten im EU-Parlament aus? Wer in die Diskussion zwischen den ganz Großen miteinbezogen werden will, der muss schon auf sich aufmerksam machen. Statt das hypothetische Für und Wider von Chlorhühnchen und Chemikalien auf den europäischen Märkten anzuheizen, sollte die Diskussion dahin gebracht werden, wo sie hingehört: in das Wohnzimmer der Verhandlungsführer und in die Vorgärten der Abgeordneten im EU-Parlament, die sich in ihren Häusern verstecken und von den Verhandlungsinhalten der TTIP kaum etwas wissen.

Es geht um meinen Konsum, daher will ich mitreden!

Axel Zirm
und Lukas Schlegel

GESELLSCHAFT

Der gute Tourist

Freiwillige Helfer aus dem Westen schaden manchmal mehr, als dass sie nutzen.

Erfüllt von „idealistischem“ Tatendrang und Bildern von hungernden afrikanischen Kindern setzen sich viele Jugendliche nach dem Abitur den Rucksack auf und reisen in die große, unbekannte Welt. Neue Kulturen kennenlernen und dabei Gutes tun, unabhängig von Schulnoten und sonstigen Leistungen von scheinbar rückständigen Einheimischen anerkannt werden, ein Retter aus der „Ersten Welt“ sein – für wen ist das nichts?

Ich war eine derjenigen, die von diesen naiven Vorstellungen erfüllt war. Für jeweils einen Monat habe ich gegen Zahlung von Kost und Logie in zwei Hilfsprojekten in Asien gearbeitet. Der erste Stopp in einem Waisenhaus in Nepal schien alle meine Erwartungen zu erfüllen: Kaum war ich vom Roller gestiegen, war ich umringt von begeisterten Kleinkindern, die sich an mich hängten, mit mir spielen wollten und den Platz auf meinem Schoß für sich beanspruchten. Die andersartige Kultur und Lebensweise hat mich von Anfang an beeindruckt. Die Kinder haben um meine Aufmerksamkeit gebuhlt und mich als zusätzliche Bezugsperson schnell akzeptiert. Aber bald machte meine Illusion,

hier große Taten zu vollbringen, der Realität Platz: Die Heimmütter wären auch ohne mein gelegentliches Schnippeln von Gemüse bestens klar gekommen.

Statt anderen zu helfen, war ich primär hier, um mir selbst zu helfen. Ein positiver Nebeneffekt war natürlich auch die Horizonterweiterung. Aber schadet man Kindern nicht auch dadurch, dass man ihnen immer wieder für kurze Zeit eine neue Bezugsperson vorsetzt?

In der Englischschule in Kambodscha, in der ich danach gearbeitet habe, platzte die Illusion vom Helfen ziemlich schnell. Fünf uneingewiesene und überforderte „Helfer“ wurden in ein unorganisiertes Schulsystem geworfen. Zu unseren schwierigen Aufgaben gehörte, 50 kaum Englisch sprechenden Kindern zu erklären, warum das Haus im europäischen Englischbuch keine Stelzen hat, was genau Jahreszeiten sind und wozu man eine Zahnbürste benutzt. In unserer Englischschule wechselten wöchentlich die Lehrer, ohne dass auf die Kompetenz der Freiwilligen geachtet wurde. Die Herkunft aus der „Ersten Welt“ und grundlegende Englischkenntnisse genügten als Qualifikation. Ohne pädagogi-

sche Kompetenz und Lernstrategien war das Resultat natürlich frustrierend. Besonders in Südostasien steht für viele Backpacker Freiwilligenarbeit auf der To-do-Liste des „guten Touristen“. Werbezettel für Freiwilligenarbeit liegen im Hostel neben dem Angebot zum Elefantenreiten; ein Tag Helfen ist genauso leicht gebucht wie die Tour zum nächsten Tempel. Aber macht Freiwilligenarbeit einen wirklich zu einem „guten Touristen“?

Viele Freiwillige haken die Arbeit als Pflichtprogramm auf ihrer Reise ab. Nach dem Trösten von Waisenkindern geht es mit gutem Gefühl in die nächste Bar zum Eimer-Trinken. Die Fotos mit anhänglichen und verarmten Kindern werden zum Beeindrucken zu Hause gemacht. Von nachhaltiger Hilfe oder Horizonterweiterung fehlt jede Spur. Selbst für die, die tatsächlich Gutes tun wollen, endet die Arbeit oft mit Desillusionierung oder Frustration. Denn viele Projekte setzen oberflächlich an: Die „Dritte Welt“ genügt als Versuchskaninchen für undurchdachte Projekte. Oftmals wird auch die örtliche Kultur und Lebensweise nicht verstanden und ein „westliches“ Lösungsmodell aufgelegt. So wird zum Beispiel ein Waisen-

haus mit einer funkelneuen Waschmaschine ausgestattet, die aber aufgrund ihres Strom- und Wasserverbrauchs absolut nutzlos ist.

Das Traurige ist, dass manche Projekte nicht nur wenig erfolgversprechend, sondern sogar schädlich sind. Durch den wachsenden Trend von Waisenhaustourismus sprießen Kinderheime wie Unkraut aus dem Boden, ohne dass hingeguckt wird, woher die Kinder genau kommen. Dies bietet lukrative Möglichkeiten für Organisatoren, die Kinder aus armen Familien aufkaufen und dann die Spendengelder für diese errichteten Waisenhäuser einsammeln. Auch westliche Organisationen verdienen viel Geld damit, Freiwillige in Projekte zu vermitteln – ein Geschäft mit den Armen.

Um ein „guter Tourist“ zu sein, sollte man sich nicht nur kritisch mit dem Projekt an sich und der eigenen Rolle, sondern auch mit seiner Motivation und Belastbarkeit auseinandersetzen. Helfen, ja. Hirnlos helfen, nein.

Isabella Naujoks

Gedanken eines Deutschen

Wer ist eigentlich dieser „Integrationsproblem“ ?

Wir alle wissen, was gemeint ist, wenn wir von „Deutschen“ reden. Wir alle? Zu wem spreche ich? Ein großer Saal in einer Großstadt. Er ist voll mit blauen Augen, braunen, blonden und roten Haaren, akzentfreien Einwürfen, deutschen Wohnorten seit ungezählten Generationen. „Wir reden von den anderen als „Türken“, „Afrikanern“ , „Russen“ oder auch einfach als „Ausländern“. Wir und die. Klar, das prägt nicht „gleichermaßen“ unseren Alltag wie der Gedanke über das nächste Essen, die anstehende Klausur, den Samstagabend. Eigentlich ist es sogar fast nie zu spüren. Nur vielleicht in der S-Bahn, wenn die „Kanacken“ wieder lärmten und sich unangenehm anstellen. Dann bricht der Unterschied hervor. „Die haben eben noch nicht gelernt, wie es hier läuft - kommt schon noch“, beruhige ich mich. Oder: „Zumindest

gibt es kaum Berührungspunkte.“ Ich fahre fort, die „Deutschen“ zu beschreiben. „Wir alle sind auch mit Pippi Langstrumpf, den Gebrüdern Grimm, Spaghetti aufgewachsen, schauen viel Game of Thrones oder auch mal Stromberg, Breaking Bad, ...“ – plötzlich irritiert mich die Unruhe einer großen Menge, die in den Zuschauerraum strömt und sich dazu stellt. Jetzt sind auch braune Augen da, sogar fast schwarze, viele krausere Haare sind dazu gekommen, auch Kopftücher. Sie alle fühlen sich angesprochen, denn sie teilen die Erfahrungen. „Shit“, denke ich. „Was ist da los? ‚Wir alle‘ sind viel mehr, als gedacht. Ist der Raum jetzt zu voll? Türsteher rufen; ein paar rausschicken?“

Ich muss ehrlich sagen, das „Immigrationsproblem“, das es angeblich gibt, ist mir nicht bewusst. Ich habe keine Probleme, wenn ich

durch die Straßen gehe, in den Bus einsteige, in ´nen Club will (außer „Hallo“, keine Ahnung warum). Ich werde nie schief angeschaut, es sei denn, ich laufe betrunken durch die Straßen – und dann finde ich es auch nachvollziehbar. Das ist gar nicht zynisch gemeint. Ich nehme einfach nichts wahr von den Problemen, die man haben könnte, weil man anders aussieht, als der, der schaut. Der Busfahrer, der Polizist, der HR-Chef, der Lehrer (gerne auch der/die Lehrerin). Dies hier ist mein Land und ich laufe mit der größten Selbstverständlichkeit hindurch. Nicht als gehöre mir alles, natürlich halte ich mich an gesellschaftliche Konventionen, respektiere die Menschen auf der Straße und bin bescheiden genug, zu wissen, dass ich, von Weitem betrachtet, nur ein Punkt in der Masse bin. Ich kann es nachvollziehen, klar. Aber fühlen, tue ich es nicht. Ich merke

in Deutschland nicht, dass man schräg angeguckt werden kann, dass einem einfach so misstraut wird, dass man nicht in einen Club gelassen wird, weil „heute [m]eine Musik nicht läuft“.

Aber wenn mein Kumpel mir erzählt, dass ihn neulich eine alte Dame in der U-Bahn gefragt habe, ob es in seiner Familie schon mal einen Ehrenmord gegeben habe, dann trifft mich das. Er meinte darauf: „Ja gerade letzte Woche haben wir meine Schwester umgebracht, weil sie mit einem Deutschen zusammen war“, woraufhin sie sich verständnisvoll abwandte. Oder wenn meine Freundin im Supermarkt darauf hingewiesen wird, dass „da vorne“ die reduzierten Produkte

Fortsetzung auf Seite 5

Fortsetzung von Seite 4

lägen, offenbar weil afrikanische Frauen den Eindruck der Bedürftigkeit erwecken, dann trifft mich das auch. Und mehr als das, es macht mich wirklich traurig, dass die Kassiererin – die den weiteren Einkauf dann mit misstrauischen Augen verfolgt – und die alte Dame offenbar von sehr starken Vorurteilen

geprägt sind. Ich mache ihnen deswegen keinen Vorwurf, denn ich finde es nicht sinnvoll in dem Kontext über Schuld zu reden. Aber es erstaunt mich, welche Vorstellungen es zu geben scheint. Klar gibt es kriminelle Ausländer. Es gibt auch kriminelle Immigranten und kriminelle „Deutsche“. Das ist doch kei-

ne Frage des Kulturkreises, sondern der eigenen Moralvorstellung.

Vielleicht ist es ja eine Generationenfrage. Unsere Generation wächst schon mit sehr viel mehr „Fremdem“ auf, das eigentlich sehr gut in unser Leben passt – Döner und Rap

nur als kleine Beispiele. Ich jedenfalls bin erst zufrieden mit dem „Status quo“, wenn jede und jeder, die und der sich dazu berufen fühlt, ihren Artikel so frei und ungeniert betiteln kann, wie ich.

Jan Stey

Wenn die Konsumwelt schläft...

Man kann von „Containern“ halten, was man will, doch regt der Trend zum Denken an.

Als Philipp an diesem Abend das Licht seines Arbeitsplatzes in der Unibibliothek löscht, ist es kurz vor 22:00 Uhr. Auf dem Weg nach draußen knipst er seine Stirnlampe an und schwingt sich auf sein Fahrrad. Zwei Stunden später steht er in der Küche seiner Studenten-WG: Auf dem Herd köchelt das Apfelmus und im Ofen färbt sich ein Bananenbrot goldgelb, während einer seiner Freunde mit einem Messer bewaffnet vor einem Haufen Rosenkohl sitzt – vor ihm Berge von Paprika, unzählige Tomaten, Zucchini, Joghurt in verschiedenen Geschmacksrichtungen, Kartoffeln, Zwiebeln, Salat, Käse, Eier. Der kostenlose „Einkauf“ war erfolgreich.

Elf Millionen Tonnen genießbarer Lebensmittel landen jährlich in Deutschland auf dem Müll, durchschnittlich produziert ein deutscher Supermarkt 6,5 Tonnen Lebensmittelabfälle im Jahr, bis zu 40 Prozent der Gemüseernte gelangt europaweit gar nicht erst in den Handel, weil die Ware den Ansprüchen der Supermärkte und Verbraucher nicht genügt. Zahlen, die für sich sprechen. In unserer heutigen Konsumwelt scheinen Lebensmittel geradezu für die Mülltonne bestimmt. Willkommen in der Wegwerfgesellschaft – im wahrsten Sinne des Wortes. Der Gedanke, dass jeden Abend einer von neun Menschen weltweit hungrig schlafen gehen muss, während die globalisierte, aufgeklärte Welt Tonnen an Lebensmitteln vernichtet,

schneidet wohl den meisten tief ins Herz. Doch ihr Konsumverhalten steht auf einem anderen Blatt und Verbesserung ist kaum in Sicht.

Wie schon so oft im Wandel der Geschichte, ist es die junge (Studenten-)Generation, deren Aufschrei unter all der Gleichgültigkeit am lautesten erschallt. Während der Konsum langsam schlafen geht, bricht die Clique um Philipp auf, ausgerüstet mit großen Tüten und Rucksäcken. „Containern“ nennen sie es. Auch wenn der Ertrag der nächtlichen Aktionen variiert, ersetzen diese – mit Ausnahme von Grundnahrungsmitteln wie Nudeln oder Reis – den Einkauf. Ein sparsames Leben. Doch als die Unterhaltung auf das Thema Geld zu sprechen kommt, geraten die Freunde ins Schmunzeln. Es gibt für sie andere Gründe, sich von dem zu ernähren, was andere wegwerfen, einige von ihnen haben vor Kurzem gar erst die Zusage für ein Stipendium bekommen, finanziell sind alle ganz gut aufgestellt. Vielmehr ist es ihre gesellschaftliche Einstellung, die sie auch heute wieder in die Dresdner Nacht hinaustreibt. Zudem ist der kleine Ausflug eine willkommene Abwechslung vom momentanen Prüfungsstress, die ihnen Gelegenheit gibt, Zeit mit Freunden zu verbringen und gleichzeitig ein wichtiges Grundbedürfnis zu stillen.

Was aus der Tonne kommt, ist keinesfalls von Maden und Fliegen befallen, wie es die eige-

ne Horrorvorstellung vermuten lässt. Ganz im Gegenteil: Viele der Lebensmittel haben ihr Mindesthaltbarkeitsdatum nur knapp überschritten, bei anderen sind lediglich die Verpackungen beschädigt, am Gemüse ist kein Makel zu erkennen. Oft schmecken die Funde sogar besser als frisch gekaufte Waren, tropische Früchte beispielsweise sind dann richtig gereift und saftig. Paprika hält sich meist noch mehrere Tage im Kühlschrank und auch Eier sind in der kalten Jahreszeit kein Problem, da oft die ganze Verpackung in die Tonne wandert, sobald ein Ei beschädigt ist. Bei Sortimentswechseln sind die Kühlschränke der Clique oft über und über gefüllt mit Joghurt oder Käse. Wegen falscher Lagerung schenken ihnen die Supermärkte Kartoffeln für ein ganzes Jahr. Faszinierend und schockierend zugleich war das erste Mal für jeden von ihnen, doch als die Köpfe wieder aus den Tonnen auftauchten, hatte sie alle das Fieber gepackt. Mit einer Menge Adrenalin im Blut geht es weiter zum nächsten dunklen Parkplatz.

Ob Nervenkitzel oder mulmiges Gefühl, in jedem Fall ist den Freunden bewusst, dass sie sich beim Containern, rechtlich gesehen, in einer Grauzone befinden. In Deutschland kann auch Müll einem Eigentümer zugeordnet werden, somit fällt das Entwenden desselben unter Diebstahl. Liegt der Wert der gestohlenen Gegenstände unter 50 Euro, erfolgt eine Anzeige nur, wenn der Super-

marktbetreiber einen Strafantrag stellt. Ähnlich verhält es sich mit dem Tatbestand des Hausfriedensbruchs, wenn ein „Container“ beispielsweise über einen Zaun klettert. Auch hierfür erfolgt die Anzeige nur auf Antrag des Supermarkts. Anders ist die Lage, wenn Schlösser oder Türen beschädigt werden, um an die Mülltonnen zu gelangen. In diesem Fall liegt eine Sachbeschädigung vor und das Interesse des Supermarktbesitzers an einer Strafverfolgung steigt.

Sicher ist Containern keine Heldentat und Philipp kein Weltverbesserer. Vor allem das eigene Gewissen wird beruhigt, hat man doch das Gefühl, den Zwängen der Konsumwelt ein wenig entkommen zu können. Doch wer einmal die Berge an fast frischen Lebensmitteln gesehen hat, die nach einem nächtlichen Streifzug auf dem Küchentisch der Studenten-WG landen, kommt nicht herum, sein eigenes Konsumverhalten zu überdenken. Und ginge es jedem so, wäre die Welt vielleicht doch ein wenig besser.

Philipp und sein bester Freund sind am dritten Supermarkt des Abends angekommen. Philipp springt auf die Ladenrampe und öffnet die Mülltonne. „Leer!“ – „Sehr gut!“, sagt sein Freund und lächelt: „So soll es eigentlich sein.“

Annabel Michel

Feminist Storytelling

Feminism will not achieve its aims if it keeps on neglecting the role of soft power.

History is an intensely political, contested space. Historians often write in pursuit of partisan ends. Historian E.H. Carr insisted that “History means interpretation”; that complete objectivity is a destination towards which we can strive, but which we shall never reach.

It is also space dominated by male perspectives and stories. Less than 35% of history faculty staff in American colleges and universities are women. Reading many historical textbooks or biographical dictionaries, you could be forgiven for thinking that women were only invented in the latter half of the 20th century. The great historical achievements of women are frequently reduced to glib tales of domesticity and marriage.

Perhaps even more so than historical works, popular understanding of the heritage and culture of nations is derived from literature – Italy as imagined by Dante, England as satirised by Shakespeare, Scotland as re-invented by Walter Scott. As George Orwell wrote in 1984: “Those who control the present control the past, and those who control the past control the future”. Carr and Orwell remind us that the storyteller matters just as much as the story.

Female misrepresentation in media and film

However, times have changed. The role of the media and film industries in articulating and disseminating the story of modern life has grown ever larger. But neither industry has particularly aided female storytellers. The medium has changed, but the story has not. Only 13 women made it onto „The Guardian“’s list of the “100 most influential people” in the British media in 2012. In 2011, the Economic and Social Research Council (ESRC) found that women were “interviewed or cited in only 30% of television news stories” in the UK. In a typical month, 78% of newspaper articles are written by men, 72% of contributors to BBC „Question Time“ are men, 84% of reporters and guests on BBC Radio 4’s „Today“ programme are men and 92% of comedians on „Mock the Week“ are men. Female voices and perspectives in British culture and public life are uncommon.

According to Hollywood, America is also effectively a female-free zone. Of the 100 top grossing films of 2011, only 11% of protagonists were women. Even in crowd scenes, only 17% of people were women. Male characters account for 86% of leaders in primetime programmes on American TV in 2010/11, while female characters on the small screen tend to fulfil stereotypical, domestic roles such as “homemaker”. Revealingly, programmes “with at least one woman creator or writer featured more female characters” than those programmes with none. 84% of programmes fail to employ any female writers. It seems

that only creative women are willing to provide a platform for women’s voices, talents and experiences, with creative men the enforcers of the status quo.

But why does this matter? Does any of it even matter at all? The Women’s Media Center believes intensely that it does, arguing that the media is “one of the most powerful economic and cultural forces” shaping 21st century society. “By deciding who gets to talk, what shapes the debate, who writes, and what is important enough to report” the media shapes “our understanding of who we are and what we can be”.

However, thanks to the internet, the traditional media’s influence is waning. Nonetheless, the traditional media’s ability to set the agenda of public life, to control the narrative and set the parameters of political discourse – what Peter Bachrach and Morton Baratz called the second face of power – remains immense. Media moguls like Rupert Murdoch and Silvio Berlusconi, are its modern manifestation.

As proprietors of news channels, newspapers, publishers and film studios, both Murdoch and Berlusconi have an unparalleled ability to shape the parameters of public policy and influence socio-cultural norms. The political class tends to respond far more readily to the shrill heckling of these unified centres of right-wing opinion than the murmurs of

discontent that emanate from the disparate, progressive corners of cyberspace.

Consequently, the issue of female disempowerment tends to be viewed solely through the prism of conventional social, economic and political authority. Liberal feminism seeks a solution to gender inequality through greater female representation within existing, conventional power structures, rather than a fundamental re-ordering of society.

However, the goal of gender parity in parliaments, bureaucracies and businesses, while commendable and necessary, is not enough. Society’s transition to a more equal, less patriarchal place is not guaranteed simply by the existence of more female MSPs or CEOs. Sexism cannot be abolished by government decree. Prejudice cannot be eliminated by the free market.

Hard power feminism and public perception

A feminist hard power strategy is, thus, doomed to make only marginal, incremental gains. Like those radical feminists who see a female seizure of power as the only means to end male supremacy, liberal feminists tend also to neglect the potential of soft power.

Fortsetzung auf Seite 6

Fortsetzung von Seite 5

Feminism has a serious image problem. The story which the media tells is one of contemporary feminism as a motley collection of social misfits, cultural eccentrics and political revolutionaries. In reality, shouldn't all those who believe in gender equality feel able to call themselves feminists?

And yet, such is the power of the media narrative, many do not. The tactics of "guerrilla-feminism" – from Pussy Riot's protests against Putin and the Russian Orthodox Church in Moscow, to Wendy Davis' pro-choice/anti-life filibuster in Texas – may have attracted ephemeral publicity, but they have

also reinforced negative stereotypes of the movement as militant and extreme. Publicity stunts can only do so much – particularly when the much of the media is hostile to your cause and its *raison d'être*.

It is only through the use of soft power and a new, inclusive narrative for its future, that feminism will achieve its goals. This is not to say that feminists should desist from being troublemakers, staging protests or seeking political power – they should. It is simply to say that a more media-savvy and culturally-focussed approach is required. A Hollywood blockbuster has infinitely more pow-

er and reach than a ministerial department or a topless protest.

Fundamental changes in public policy and societal norms are driven by changes in the strength or nature of public opinion, not the other way round. This is not to say that the state should not seek to lead – it must. It is simply to say that the people must demand that leadership from the state. Public policy is always more sustainable and more equitable when the electors and the elected work in tandem.

Nevertheless, it is not in the Oval Office or

Bute House, but in our classrooms and lecture halls, theatres, cinemas and studios, where the power to fundamentally change society truly lies. An ethos of equality will be impossible to achieve so long as our culture of storytelling remains stuck in the past.

David Kelly
- University of Edinburgh -

This article was first published in the The University of Edinburgh's Leviathan journal.

'68 und heute?

Warum wir auch heute noch Studenten auf den Straßen brauchen.

Die in den späten '60er Jahren weltweit aufbrandenden Proteste hatten viele verschiedene Gesichter und Ausprägungen: Antivietnambewegung, außerparlamentarische Opposition, Ostermarschbewegung, Arbeiterbewegung, Bürgerrechts- und Befreiungsbewegung.

Das Jahr 1968 stellt dabei den Höhepunkt des Aufschreis einer ganzen jungen Generation dar, die mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen unzufrieden war und mit überwältigendem Nachdruck auf Veränderungen pochte. Vor allem Studenten und Akademiker verließen sich nicht auf externe Akteure, sondern nahmen es selbst in die Hand, beanstandete Mängel zu beseitigen und sich aktiv für Verbesserung zu engagieren. Krisenereignisse wie der Vietnamkrieg blieben nicht länger Angelegenheit der betroffenen Länder oder der Regierungen, sondern wurden zum Diskussionsgegenstand einer sich erhebenden Generation.

Vietnamkrieg, Rassismus, Springer-Press

In Deutschland protestierte man gegen die Einführung der Notstandsgesetze und gegen das Medienmonopol der polarisierenden Springer-Press. In den USA übte man heftige Kritik an der Diskriminierung wegen Hautfarbe und am Vietnamkrieg. In Frankreich protestierte man für eine Abwendung vom Gaullismus. In Italien entwickelte sich gar eine Arbeiterbewegung im Protest gegen soziopolitische Unzulänglichkeiten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelten sich schnell leistungsorientierte wirtschaftliche Strukturen. Geburtenstarke Jahrgänge des Baby-Booms strömten mehr und mehr an die Universitäten. Wachsender Wohlstand, dominierender Massenkonsum und große Nachfrage nach Prestigegütern ließen die Nationen ein gutes innenpolitisches Bild abgeben. Die wirtschaftliche Zufriedenheit und Leistungsorientierung führten dazu, dass sich gerade die junge Generation politischen Problemen der Zeit zuwandte. In den '50er Jahren bildete sich bereits eine „Neue Linke“. Im kritischen Bewusstsein, dass das Hochschulsystem der großen Studentenzahl nicht gewachsen war, identifizierten sich so besonders die Studenten und Akademiker mit der Protestkultur der Neuen Linken.

Ein neues politisches Bewusstsein der jungen Generation, Wille zur Partizipation und Aufbegehren gegen erstarrte Gesellschaftsbilder und autoritäre und hierarchische Herrschaftsstrukturen wurden zum Markenzeichen.

Hongkong: ein '68er Schluckauf

In Hongkong kam es bereits 1967 zu gewalttätigen Ausschreitungen. 51 Tote, mehr als 1.000 Verletzte und 5.000 Inhaftierte standen am Schluss der Bilanz. Hongkong erreichte damit die Unabhängigkeit von der englischen Kolonialherrschaft. Es entwickelte sich in der Folge ein eigenes Hongkong-Image, eine eigene Einstellung und Identität in Ab-

grenzung zur alten Kolonialherrschaft und zum chinesischen Festland. Wirtschaftliche Leistungsorientierung, wachsender Wohlstand und Abgrenzung von alten Traditionen kennzeichneten das neue Hongkong.

In den vergangenen Wochen kommt es nun wieder zu langatmigen und beharrlichen Protesten von vornehmlich Studenten und Akademikern. Man wehrt sich wieder gegen starre politische Verhältnisse, beherrschenden Einfluss (diesmal aus Peking), fordert mehr Demokratie für die Bürger Hongkongs und betont die eigene Identität. Man besetzt das Stadtzentrum, übt sich im friedlichen Widerstand durch Sit-ins und stellt sich der Polizei zu Tausenden mit erhobenen Händen entgegen. Es herrscht eine antiautoritäre und individualistische Mentalität in den Köpfen und Herzen der jungen Menschen.

Es ist beeindruckend, wie sich die Attitüde und die soziale Dynamik der '68er quasi in Hongkongs junger Generation fortsetzt. Erschreckend ist, wie stark diese Dynamik und Agitation in Deutschland und andernorts verloren gegangen ist.

Wo sind unsere Studenten?

In Deutschland gehen mittlerweile Lampendusa-Flüchtlinge, Kurden, Salafisten und Hooligans gemeinsam mit Rechtsextremen auf die Straße. Studenten sind weit und breit keine zu sehen. In der aktuellen Tagespresse weiß man bestenfalls zu sagen, dass ihr Bildungsniveau sinkt und ihr politisches In-

teresse null gleicht. Wo ist der deutsche Student? „Trinkt er Bier, zerrt [er] seinen Hund und lässt es sich allgemein gut gehen [?]“, wie Mark Twain den deutschen Studenten zu typisieren vermochte? Die Begebenheiten, in denen sich unsere Generation wiederfindet, geben nicht weniger Anlass zu Protest und zur solidarischen Anteilnahme als in den '60er Jahren. Im Osten herrscht Krieg von gewaltbereiten Idealisten gegen ganze Volksgruppen, im Inland mobilisiert sich eine neue europa- und ausländerfeindliche politische Rechte. Flüchtlinge werden in Deutschland von Sicherheitskräften menschenunwürdig behandelt. Kurden und Salafisten gehen mit Stechwerkzeug aufeinander los und die Scharia-Polizei bedrängt junge Menschen. Sogar die deutschen Lokführer sind aktiver als wir Studierenden.

Die Studenten sind aber, wie die '68er Bewegung und deren neue Auflage in Hongkong zeigt, ein wichtiger Protestträger. Sie haben viel zu sagen, sind gebildet und in der Lage, einen breiten, reflektierten Meinungsaustausch über Fachrichtungen hinweg zu feuern. Sie haben wenig und darum wenig zu verlieren. Ein bisschen jugendlichen Leichtsinns verzeiht man ihnen gerne.

Her also mit den Studenten; her mit leichtem Leichtsinns; her mit Sturm und Drang; her mit passionierten Parolen und solidarischer Parteiergreifung! Hört, hört!

Lukas Schlegel

„Neger“ und der literarische Denkmalschutz

Von Political Correctness in der deutschen Literatur. Ein Essay.

Hermann Hesse ist Nobelpreisträger, sein „Steppenwolf“ ein Literaturschmaus und 1927 war „Neger“ noch ein ganz normaler Ausdruck. „Lasst unsere Hochkultur mit eurer Political Correctness in Ruh'!“

Lindgren und Preußler ja, aber Hesse nein?

In der U-Bahn lese ich im „Steppenwolf“. Mit gegenüber sitzen zwei „Neger“. „Neger“ wie in der „Negerkapelle im Odeon“, „Neger“, wohl genauso ehrlich-primitiv wie ihre Jazz-Musik, welcher Harry Haller halb vergnügt, halb verärgert sein Ohr schenkt. „Neger“ wie der Schaffner im ICE, „Neger“ wie Obama, „Neger“ wie mein Vater, „Neger“ wie ich. In der aktuellen deutschen Fassung von Tolkiens Klassiker „Der Herr der Ringe“ wird das englische „to kick“ nun nicht mehr mit „gegen etwas treten“, sondern mit dem

neudeutschen „kicken“ übersetzt. „The Lord of the Rings“ ist im Jahre 1954 erschienen und spielt in einer ziemlich vormodernen Fantasiewelt. Wie man dann „to kick“ mit „kicken“ übersetzen kann, ist mir schleierhaft. Und doch haben sich nur wenige, ganz leise beschwert. Aber wenn in „Pipi Langstrumpf“ der „Negerkönig“ plötzlich „Südseekönig“ heißt, erhebt sich ein Sturm der Entrüstung. „Auch Preußler haben sie die Negerlein genommen!“. Nicht auszudenken, was passierte, wenn man Hesse seine „Neger“ nähme.

Worte als Wirte von Werten

Sprache transportiert Werte. Wenn meine Großmutter – Gott habe sie selig –, die im Antisemitismus aufgewachsen ist, „Jude“ sagte, klang das anders, als wenn ein Jude „Jude“ sagt. Heute ist der „Türke“ der Jude

meiner Großmutter. „Spiel nicht mit den Türkenkindern!“. Worte kann man aussprechen und Worte kann man ausspeien. Und je mehr und je öfter ein Wort ausgespien denn ausgesprochen wird, desto stärker lädt sich dieses Wort auch im allgemeinen Sprachgebrauch mit den impliziten Wertungen der Äußerer auf. So wird aus Jude „(Scheiß-)Jude“ und aus Türke „(Scheiß-)Türke“ und aus Pole „(Scheiß-)Pole“ – „the 'Scheiß-', is silent.“. Das kleine Kind, das Sprache noch mit allen Sinnen begreift, weiß dass „Pipis“ „Negerkönig“ in Takatuka-Land fremd ist, komisch und auch ein wenig beschränkt. Das steht so nicht im Buch. Aber diese Wertung schwingt mit, wenn Mama oder Oma „Neger“ sagen. Jedes Kind versteht das.

Wortbedeutungen sind kontextabhängig

Die Erfindungen von Schrift und Druck wa-

ren Revolutionen, weil sie haltbar machen. Sie machen wertvolle Gedanken haltbar, aber eben auch das einzelne Wort – unabhängig von seinem Aussagewert aus Empfängerperspektive. Auf rein sprachlicher Ebene ist „Neger“ ein Wort wie jedes andere. Im sozialen Kontext aber entwickelt es ein Eigenleben: „Neger“ kann dann wertneutral „schwarzhäutiger Mensch“ bedeuten. Oder es soll (ab-)wertend auf einen „primitiven, minderwertigen Menschen“ hinweisen und vieles mehr. Welche Bedeutung Hesse dem Wort „Neger“ beilegen wollte, mag der Hesse- oder Literaturforscher beurteilen. Was dieses Wort heute transportiert, mag ich als „Neger“ beurteilen. Heute transportiert es nichts Gutes. Deswegen gehört es ersetzt.

Marc Philip Greitens

KUNST

lauschen

ich sah dich durch meine sonnenbrille
gestern.
du trugst
den roten pullover den zu stricken mich
mindestens sieben monate kostete
bis zum morgen der sich weigerte zu kommen weil
seine nähte sich nicht öffnen ließen
aber ich sah dein spiegelbild in der sonne
heute.
es brannte meine augen heraus aber
es war egal denn
ich brauche keine augen um dem zwitschern
zu lauschen
unter meinen rippen

aber weg? du fährst in meinen adern
autoscooter brichst
aus ihnen heraus brichst
meinen panzer auseinander wie ein stück styropor. du bist
so würzig! so bunt und pompös! du wirst
dich öffnen wie ein fallschirm ganz bestimmt
oder doch nicht

du hast ein nest in meinem kopf da
regnet es erinnerungskonfetti
in dauerschleife schallt es
da –
“du bist aus glas und hell und in dir leuchten
leuchtkäfer und feuerblumen. ich kann die hitze
wie rauch zittern sehen in richtung himmel aufsteigen sehen
wenn du sprichst.
wortmurmeln rollen durch deine ohren in deinen bauch
zu den kirschkernen und den gänseblümchen
und dem zuckersirup und weiden dich aus.
dann bist du wachs-in-meinen-händen-und-
wachs-in-meinen-händen und wachs-
oh!
wie der tod von etwas
das schön war.”

aus deinen geriebenen knochen machte ich kreide und schrieb
“ich dachte du seist wie die hellen lichter aber ich hab mich
geirrt – du bist mehr ein geräusch mehr ein farbloses echo”
ohne es zu meinen.
ohne es zu meinen und du flackerst
grell mit grausamen worten
und echo-st doch mit grausamen worten wie
“sie istist nicht taub
sie istsieist nicht stumm
sie antworantwortet nur nicht”

Pia Richter



For Feminism.

Der Feminismus fordert die Gleichheit von Frauen und Männern: auf dem Arbeitsmarkt und am Arbeitsplatz, rechtlich und sozial. Die Gleichheit aller Menschen legt das Grundgesetz sogar fest. Trotzdem ist der Feminismus heute bei vielen verschrien. Vielleicht sind manche seiner Auslegungen auch tatsächlich nicht mehr zeitgemäß. Aber un-

sere Vorstellung von Werten wie Freiheit und Gleichheit ist schließlich nicht mehr dieselbe wie 1789. Trotzdem zweifeln wir nicht eine Sekunde daran, dass diese Werte auch heute noch verteidigungswürdig sind.

Gleichheit umzusetzen, bedeutet immer auch, Macht einzufordern und somit unbequem für manche zu sein. Den Feminismus schlechtzureden, hilft deshalb auch genau

denjenigen, die bisher von der Benachteiligung der Frau profitierten. Das sind übrigens mit Sicherheit nicht nur Männer - auch das Leben in der Unterdrückung hat ja sein Angenehmes: Verantwortung abgeben zu können, zum Beispiel.

Wir Feministen und Feministinnen fordern deshalb selbstverständlich auch, dass die Lasten gesellschaftlicher Verantwortung zu glei-

chen Teilen auf Männer und Frauen verteilt werden.

So hat der Feminismus auch für Männer etwas Schönes. Freut euch schonmal auf die Jahre im Vaterschutz!

Valerie Greitens
(Text und Illustration)

Der Stammbaum

Das Bildnis derer man von Weitem sieht
die sich ein ganzes Leben lang
schenken wovor mancher flieht
verknüpft all ´ durch denselben Strang.

Aus jeder Jahreszeit des Lebens
bringt ein was immer man nur kann,
um zu erhalten dieses Wesens
Blüten, Blätter, Wurzeln, Stamm.

Und die Gemeinschaft fühlt sich blind,
wo der Sinn ihr bleibt verwehrt,
wenn nur ein Blatt vom mächt ´gen Wind
aus ihrer Krone wird gezerrt.

Max Winterhalder

Die Arbeit der Engel

Wozu wir Menschen Zufall sagen
An glückerfüllten Erdentagen
Das, Schicksalblinder, merke
Sind der Engel unsichtbare Werke
Hinabgebeugt in unsere Sphären
Obliegt es ihnen uns zu nähren
Mit nie versiegender Göttergnade
Aufdass sich dreh ´ das Lebensrade
Denn Fügungen, die sich ergießen,
Lassen Unverhofftes wild ersprießen
Der Engel Gärtnerarbeit ist getan
Lasst dankend sie gen Himmel fahren!

Danilo Flores

Ode Des Pols An Die Hyperboreerinnen

Vom Strahlenkitzel meines Blickes aufgeschreckt
Streichst Du, Unbekannte, Dir Dein Haar von Deinem Antlitz
Ist nicht das Erblicken jeder schönen Fremden
Wie das Ertappen einer scheuen Göttin?
Die Blüte gewahrt des Hauches und Du meiner
Und wie das Blumenmeer im zarten Wehen wogt
- Aus dem Rauschen ein Flüstern gebärend -
So lieblich raunt es auch aus jener immergleichen Geste
Die der vielgesichtigen Venus zu eigen ist
Wenn plötzlich Sonnenlicht sie trifft und unverhüllt bekränzt.

Danilo Flores

Eine Doku als Lebenskompass

Warum ein Besuch in Wim Wenders Dokumentation „Das Salz der Erde“ über den brasilianischen Fotografen Sebastião Salgado für uns alle eine Pflicht sein sollte.

Wir sind privilegiert. Als Studierende in Deutschland, als Studierende an einer renommierten Privathochschule in der Friedens- und Wohlstandsoase Hamburg sind wir privilegiert. Dass wir eine krasse Ausnahme sind - fasst man die gesamte Menschheit in den Blick oder zumindest unsere Altersgenossen, sofern sie denn so alt werden durften wie wir -, nehmen wir gar nicht wahr. Ein Besuch in Wim Wenders „Das Salz der Erde“ lohnt sich schon aus diesem einen Grund: Sich unseres Ausnahmelebens einmal in aller Deutlichkeit, die das Medium Kino vermitteln kann, bewusst zu werden.

Sebastião Salgado, Fotograf

Sebastião Salgado wurde 1944 in Brasilien geboren. Mit sieben Schwestern wuchs er auf der Ranch seines Vaters auf. Glaubt man den Schilderungen in Wim Wenders Film, dann war es eine Kindheit in Wohlstand und Glück. Sebastião Salgado studierte VWL in São Paulo und arbeitete schließlich als Ökonom für die Weltbank in Paris. Früh fand er die Frau seines Lebens, die ihn bis heute begleitet. Alles in allem war Sebastião Salgado ähnlich privilegiert wie wir, sein Leben lief in geordneten Bahnen. Hätte er Jura studiert, wäre er womöglich bei einer Großkanzlei in

São Paulo oder New York City ins Berufsleben eingestiegen. Doch dann brach Salgado aus und wurde Fotograf.

Ein Film, viele Bilder

Dies ist keine Filmkritik, dazu fehlt mir die Expertise. Dass den Regisseuren Wim Wenders und Juliano Ribeiro Salgado, Sebastião Salgados Sohn, ein Meisterwerk gelungen ist, belegen die Auszeichnungen, welche „Das Salz der Erde“ - etwa 2014 in Cannes - gewonnen hat. Dem entspricht auch mein persönlicher Eindruck: Selten hat mich eine Dokumentation so gefesselt, selten habe ich einen Sachfilm gesehen, der Werk und Leben eines Künstlers auf so geschickte Weise miteinander verwoben hat. Das unangefochtene Gravitationszentrum dieser Dokumentation aber sind die untrennbar mit seiner Person verbundenen Fotos Salgados: Fotos, die uns den Menschen und später - als sich Salgado in Ekel und Verzweiflung vom Menschen abwendet - die Natur zeigen, wie wir sie in unserer Puderzuckerwelt niemals zu Gesicht bekommen werden.

Eindrücke fürs Leben

Die monumentalen Fotoreihen, welche Sebastião Salgado berühmt gemacht haben,

tragen monumentale Namen: „Workers“, „Migrations“, „Sahel: The End of the Road“ oder „Genesis“. Für seine Werke verschlug es Salgado oft für ein ganzes Jahrzehnt an entlegene Orte dieser Erde. Neben fantastischer Natur und im Verborgenen lebenden Urvölkern, zeigen Salgados Fotos vor allem eines in kaum zu ertragender Eindringlichkeit: Menschliches Elend und menschliches Leid, Leben und Tod, die Abgründe des Menschseins und der Menschheit. Auch wenn die Handwerkskunst Salgados und Wenders allem eine schmerzhaft schöne Schönheit verleiht, wird doch eines überdeutlich: So weit diese Welten von uns entfernt und so überwältigend schön oder unerträglich schmerzhaft ihre Bilder auch sein mögen, sie sind wahr und wirklich. Ja, da sie die Realität eines Teils der Menschheit zeigen, welcher dem unseren zahlenmäßig weit überlegen ist, vermitteln Salgados Fotos einen überaus realistischen Eindruck von der Welt, wie sie wirklich ist.

Warum ein Besuch so wichtig ist

Das Abaton liegt in einem Teil von Hamburg, welchen ich als jung bezeichnen würde. Das Grindelviertel ist geprägt durch die Universität, Studentenwohnheime und eine eher junge Stadtbevölkerung. Dennoch fand ich mich in „Das Salz der Erde“ inmitten ei-

nes „Silbermeers“ wieder. Der Altersdurchschnitt des Kinopublikums lag gefühlt bei Mitte 60. Hinter mir sagte eine ältere Frau, als der Film zu Ende war: „Da bekommt man ja ein schlechtes Gewissen, dass es einem so gut geht.“ Sebastião Salgado hat die Sicherheit, die wohlgeordneten Bahnen seines westlichen Lebens hinter sich gelassen, um die Welt mit den Augen der Milliarden von Menschen zu sehen, die nicht so leben dürfen wie wir. Man muss seinem Beispiel nicht folgen, kaum einer wird es können. Doch anders als das Publikum im Abaton an jenem Abend sind wir jung. Wenn wir wollten, könnten wir Salgados Weg gehen. Oder wir entscheiden uns dagegen. Die Entscheidung für das eine oder das andere sollte aber eine bewusste Entscheidung sein. Denn erst wenn uns bewusst ist, wie privilegiert wir sind und was jenseits der Mauern und Zäune unseres Garten Edens liegt, werden wir uns am Ende nicht für unser Glück schämen müssen. „Das Salz der Erde“ hilft uns dabei, die großen Entscheidungen unseres Lebens ein Stück weit informierter zu treffen.

Marc Philip Greitens

Beobachtung

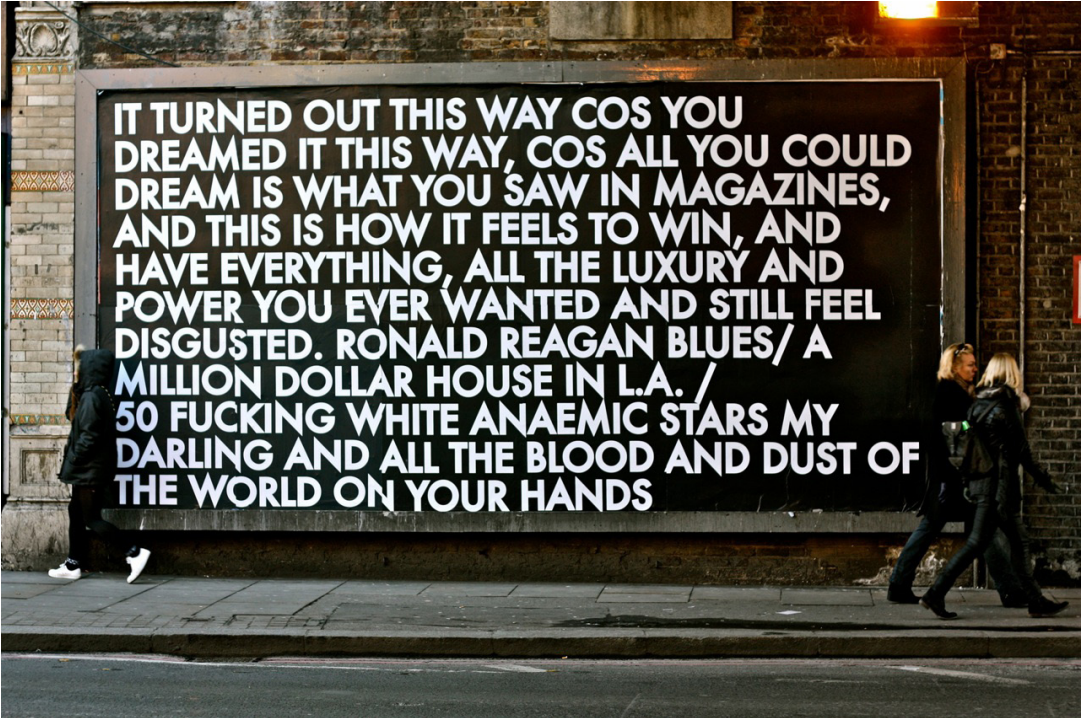
Robert Montgomerys Billboard Pieces lehren uns Misstrauen.

Mit jedem Schritt verändert sich der Blick. Gerade noch war er weich, durchlässig und geduldig. Nun ist er streng, selektierend und darauf bedacht, zu schützen. Die Stadt macht Augen zu Grenzpostenscheinwerfern, trainiert auf die sekundenschnelle Entscheidung zwischen rein oder raus, zwischen Wohlwollen oder Ablehnung. Was ich sehen will, entscheiden sie vor mir, sie sortieren mein Sichtfeld und mit dem Sichtfeld mein Denken. Dass das schwarze Plakat mit der engen, weißen Schrift ihre erbarmungslose Zensur übersteht, liegt an den fünf Sekunden, die ich brauche, um mein Feuerzeug aus der Tasche zu fischen. Die Augen sind irritiert. Weiße Schrift auf schwarzem Grund, sonst nichts. Kein Absender, kein Logo. Sie verengen sich, denn sie wissen: Schon morgen kann sich irgendeine Automarke als Absender entpuppen. Oder eine Firma für Tütensuppen. Die Augen sind immer noch auf der Hut, sie bleiben misstrauisch.

Robert Montgomery spielt mit diesem Misstrauen. Mit dem inneren Zwiespalt zwischen der ungebremsten Neugierde und dem zu oft enttäuschten Vertrauen: „Was ist denn das?“ versus „Lass mich in Ruhe!“. Auf öffentlichen Werbeflächen pirschen sich die Billboard Pieces an. Oft bleiben sie unbemerkt, gehen einfach unter im weißen Rauschen der Stadt. Finden sie aber ihren Weg zum Betrachter, werfen sie Fragen auf. „IT TURNED OUT THIS WAY COS YOU DREAMED IT THIS WAY, COS ALL YOU COULD DREAM IS WHAT YOU SAW IN MAGAZINES.“, lese ich gegen den Widerwillen meiner Augen an. Sofort mischt sich damit auch Guy De-bord ein: „Das Spektakel ist das Kapital in einem solchen Grad der Akkumulation, dass es zum Bild wird.“ Medienkritik und Kunst – im öffentlichen Raum ein vertrautes Paar. Nicht nur urbane Praktiken wie Culture Jamming und AdBusting setzten dort an, auch Künstler wie Jenny Holzer oder Lawrence Weiner haben sich dieser Strategie bedient. Der öffentliche Raum, das machen sich die-

se Praxen zunutze, ist der Ort, an dem wir am verwundbarsten sind und am öftesten verwundet werden. Der Ort, an dem unsere Augen Schwerstarbeit leisten.

Meine Augen blinzeln etwas, wegen der dicht gedrängten Buchstaben, die es unmöglich machen, die Arbeit im Vorübergehen zu konsumieren. Die Anordnung der Sätze zwingt zum Innehalten, zum sukzessiven Entschlüsseln: „RONALD REAGAN BLUES/ A MILLION DOLLAR HOUSE IN L.A./ 50 FUCKING WHITE ANAEMIC STARS



MY DARLING AND ALL THE BLOOD AND DUST OF THE WORLD ON YOUR HANDS“. Nur langsam entfalten die Worte ihre Wirkung, die Literarizität der Sprache scheint den Sinn gleichermaßen zu vervielfachen und in die Unendlichkeit zu verschieben. Werbeanzeigen als Vehikel für Poesie. Diese Strategie scheint Werbetexte, die letztlich immer auf das gleiche Ziel, einen eindeutigen Konsumimperativ abzielen, ad absurdum zu führen. So wie auch der Absender im Unklaren bleibt, scheinen diese Verse

nicht gefällig genug, mir ihre Botschaft auf ewig ins Langzeitgedächtnis zu zementieren. Keine abnickbaren Plattitüden, keine schreihalsigen Pseudowahrheiten.

Pathetisch und ein wenig wie jugendliche Schlafzimmerpoesie klingt diese Kritik am Leben im Spätkapitalismus. Und doch bewirkt sie gerade durch ihre Langsamkeit, durch ihr zähflüssig-melancholisches Dahinfließen, dass ihre Leser sich angegangen fühlen. Eine Mischung aus tiefer Zustimmung und kaltem Schuldbewusstsein macht

Betrachter spricht. Und auch die graphische Ausarbeitung der Billboard Pieces scheint die leise, langsame und zurückhaltende Ausstrahlung der Arbeiten zu stärken: Die Sätze drängen sich dicht aneinander – der Werbekommunikation, die vornehmlich mit schnell zu erfassenden Bildern und wenig Text arbeitet, diametral entgegengesetzt.

Doch Montgomery vorschnell als Künstler zu kategorisieren, der die sprachliche sowie visuelle Ästhetik der Werbung ins reine Gegenteil verkehrt, würde seinen Arbeiten nicht gerecht. Besieht man sich die Billboard Pieces genau, scheinen auch sie nicht ohne die öffentlichkeitswirksamen Strategien der Werbung auszukommen: Zu schön ist die Typographie, zu ausgearbeitet sind die graphischen Setzungen. Die Schrift auf Montgomerys Plakaten hat bildliche Qualität, sie zieht den Betrachter mit visueller Präsenz in den Bann. Dass dem so ist, scheint angesichts Montgomerys fast janusköpfiger Existenz als Künstler und Mitherausgeber des Fashion- und Lifestylemagazins Dazed&Confused kaum verwunderlich, hat der Künstler doch selbst die Strategien und Instrumente der Werbung von der Pike auf gelernt. Vor den misstrauischen Augen des Betrachters entfaltet sich eine rein und unkorruptierbar daherkommende konsum- und gesellschaftskritische Botschaft – in werbewirksamster, verführerisch ausgearbeiteter Schönheit. Auch in der Kunst, so scheint die Konsequenz aus dieser konfliktreichen Verquickung, ist Misstrauen immer angebracht, wenn nicht überlebenswichtig. Traue niemandem, säuselt es. Und meine Augen, zu Schlitzen verengt, haben schon vor mir verstanden.

Nele Gregor
Foto: Stephanie Sadler

Text und Bild sind auf gallerytalk.net erstveröffentlicht worden und wurden nun mit freundlicher Genehmigung von gallerytalk.net zur hiesigen Veröffentlichung freigegeben.

Enthefter, der.

Seiner unscheinbaren Gestalt zum Trotz eilt dem Enthefter der Ruf voraus, einer der gefährlichsten Räuber des Ökosystems Büro zu sein.

Das wohl bekannteste Charakteristikum des Enthefters sind seine vier langen Reißzähne: Sein Lächeln wirkt bedrohlich. Die beliebteste Beute des Enthefters ist die Heftklammer (s. Heftklammer, die). Ungiftig, aber recht spitz sind die Reißzähne des Enthefters imstande, sich in der Heftklammer auch dann festzubeißen, wenn sie sich gut befestigt und in Sicherheit wähnt. Auf seinem Beutezug hält der Enthefter nicht viel von Über-

raschungsmomenten; er bedient sich roher Gewalt. Sich seines Todesgriffs sicher und mit verblüffender Ausdauer reißt er die Heftklammer aus ihrem Biotop (Hausarbeit, die oder Skript, das oder Handout, das; s. jeweils dort), foltert sie und schlemmt dann hemmungslos. Aufgrund von Alltagserfahrungen wird der Enthefter zumeist als Einzelgänger betrachtet. Expertenberichten zufolge soll es aber in den Nullerjahren vermehrt zu Massakern gekommen sein, bei denen Enthefterherden die Heftklammern ganzer Sätze von Powerpoint-Ausdrucken gerissen haben.

Seinem Instinkt folgend, kehrt der männli-

che Enthefter in regelmäßigen Abständen zu seiner Geburtsstätte (s. Bürowarengeschäft, das) zurück, um an einem primitiven Paarungsritual teilzunehmen: der Überwältigung und Zerstörung des Mehrzweckfarbkopierers. (Dies geschieht meist sonntags oder nach Ladenschluss.) Nur wenige Enthefter überleben den Kampf gegen das gewaltige Ungeheuer. Wer mit intakten Gelenken und Reißzähnen aus der Schlacht zurückkehrt, hat gute Chancen, von einem weiblichen Enthefter zur Fortpflanzung ausgewählt zu werden.

Heutzutage haben invasive Spezies (s. z.B.

Büroklammer, die oder E-Mail, die) ungünstige Auswirkungen auf die Beute des Enthefters. Der Enthefter soll sich deshalb anderen Organismen zugewandt haben – vorzugsweise solchen, die ihre Finger aus Neugier mindestens einmal in jedes Bürogerät stecken (s. vorwitzig-dämlicher Praktikant, der).

Der einzige natürliche Feind des Enthefters ist der allesfressende Zwischenraum zwischen Schreibtisch und Wand.

Pia Richter

Impressum

SO KÖNNT IHR BEITRAGEN:

Beiträge und Fragen einfach per E-Mail an: politik-gesellschaft@law-school.de. Eine aktuelle Artikelvorlage lassen wir euch jederzeit gerne zukommen.

Redaktionsleitung:

Marc Philip Greitens
Lukas Schlegel

Redaktion:

Felix Bassier
Clara Belting
Louissa Fleischhut
Danilo Flores
Constanze Hünting
Sophia Schamberg

Layout und Design:

Flemming Kilian

Besonderer Dank gilt:

der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, insbesondere ihrem Vorstandsvorsitzenden Herrn Prof. Dr. Michael Göring

V.i.S.d. § 8 HmbPresseG:

Politik und Gesellschaft e.V. i.Gr.
Jungiusstraße 6
20355 Hamburg

ISSN 1862-0213

Alle Beiträge erscheinen, wenn nicht anders gekennzeichnet, exklusiv in Politik & Gesellschaft. Die dabei vertretenen Asichten sind solche der Autoren; sie spiegeln nicht zwangsläufig die Ansichten der Redaktion oder der Bucerius Law School wider.